

Bitte Sperrfrist beachten: Sonntag, 15. Oktober, 10.00 Uhr!

**Predigt im Rahmen der Generalsynode der VELKD
am 15. Oktober 2006 in St. Michaelis, Hamburg,
über Jakobus 2,1-13**

Bischöfin Maria Jepsen

Liebe Gemeinde,
in den Herbstferien sind viele Hamburger verreist, zugleich sind viele Touristen in unserer Stadt und im Michel, aus der nahen und fernen Ökumene, und ich begrüße Sie herzlich.

Nicht in der Freien und Hansestadt Hamburg, aber im Sprengel Hamburg, in Ahrensburg, tagt in diesen Tagen die Synode der Vereinigten Evangelisch Lutherischen Kirche Deutschlands, und die Synodalen werden einige Gemeinden besuchen und erfahren, wie christlicher Glaube gelebt und bezeugt wird. In St. Georg anders als hier am Michel, in Ottensen anders als auf St. Pauli oder in den Bergedorfer Marschen.

Kirche vor Ort zeigt sich unterschiedlich, nicht nur nach dem Engagement der jeweiligen Gemeinde, sondern auch abhängig davon, wie die Kirchengemeinschaft ist, in manchen Stadtteilen nur noch um die 20 %.

Wurde Hamburg einst als „Zion des Nordens“ gepriesen, weil es als Ort und Hort lutherischer Orthodoxie galt, Hamburg als rein lutherische Stadt, so sind inzwischen weit über 100 Religionsgemeinschaften hier zu Hause, sehr unterschiedliche christliche Denominationen und Migrationsgemeinden, allein weit über 50 afrikanische, ca. 130 000 muslimische Mitbürgerinnen und Mitbürger, dazu jüdische, buddhistische, alevitische, hinduistische und und und.

Da ist die lutherische Gemeinde vor Ort anders als früher gefragt nach ihrem Glauben, nicht mehr nur im eigenen Milieu oder Kirchentum.

Dabei pflegen wir das Gespräch mit den Angehörigen der anderen Konfessionen und Religionen, debattieren über theologische Grundlagen und Alltagsfragen, feiern auch gemeinsam bei Anlässen von Freud und Leid. Wir tun das nicht notgedrungen, sondern um gute Nachbarn zu sein.

Im ökumenischen und interreligiösen Gespräch bringen wir die vier „Sola`s“ der lutherischen Theologie zur Sprache: allein durch Glauben, allein durch Gnade, allein durch die Schrift, allein durch Christus, oft allerdings mit anderen Vokabeln und Beispielen, als es unsere Kirchenväter taten.

Wir erfahren dabei, welche Kraft evangelischer Glaube in sich trägt. Er wärmt uns das Herz und erfrischt uns den Verstand; er zeigt sich in kirchenmusikalischem Reichtum und drängt uns zu diakonischer Präsenz, in Wichernscher Tradition.

Wort und Tat, Gesetz und Evangelium oder Evangelium und Gesetz auszulegen und darüber klug zu debattieren, das ist das eine, und das andere steht dem nicht nach: das ist die Umsetzung von Glaube und Lehre in den Alltag.

Und das ist manchmal das Schwerste: aus dem Glauben eine tägliche Lebensweise zu machen, ihn sich nicht nur in Herz und Hirn, sondern in Fleisch und Blut übergehen zu lassen und ihn so selbstverständlich zu tragen, wie man mit seinen Schuhen unterwegs ist, die man sich morgens

anzieht. Denn dass Glaube, so kostbar er ist, kein Vitrinestück ist, porzellanfein und nur zu Festtagen hervorgeholt, das wissen wir alle.

Unser Predigttext aus dem Jakobusbrief nimmt uns hinein in eine Frömmigkeit, wie wir sie in Jesu Worten und Begegnungen und Taten erkennen. Es geht darin vorrangig nicht um einen verbal und dogmatisch fein zubereiteten Glauben, sondern darum, dass wir Gott erkennen und uns von Jesus an seine Seite stellen lassen und an die Seite der Armen in der Welt, als gingen wir Hand in Hand mit Gott durch den Tag, sinnend und singend.

Gelebte Frömmigkeit und diakonisches Engagement als zweitrangig, als Sekundärglauben, abzuwerten, davor warnen uns in aller Klarheit der Jakobusbrief wie die Bergpredigt Jesu. Wir werden ermahnt, unser Herz nicht an Lug und Trug zu hängen, auch heimlich nicht, ebenso wenig an Geld, Macht, Kunst oder Ehre, auch nicht an Strukturdebatten und Medien, um zumindest zwei der heute hoch geschätzten Heilswege zu nennen, die manche Herzen außerordentlich berühren und verführen. Stattdessen dürfen wir in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes darauf vertrauen, dass Gott uns all das gibt und zeigt, was für uns gut, nützlich und heilvoll ist. Das ist die Grundmelodie unseres Lebens.

Soli Deo Gloria – das darf nicht nur in goldenen Lettern prunkvoll uns beeindrucken, von Altar oder Orgel her, es hat über unserem ganz persönlichen Leben zu stehen und über dem, was wir als Gemeinde, als Kirche sagen, singen und tun. Einer der schlimmsten Vorwürfe ist für mich der, Wasser zu predigen und Wein zu trinken. Das meint doch nichts anderes, als dass wir verlogen seien und die gute Weisung Gottes mit Füßen träten. Dass wir uns zur höchsten Instanz erklären und einem soli mihi gloria verfallen – als Person, als Kirche –, und Gott wäre dann nur noch wie eine Nippesfigur, im Grunde überflüssig.

Ähnlich schmerzlich empfinde ich es, wenn wir als Christen, als Kirche meinen, allein Gottes Kinder, Gottes wahres Volk, sein Israel zu sein und die jüdische Glaubenstradition als nur gesetzlich abwerten zu dürfen, ja, zu müssen.

Warum nur gibt es bei uns eine solche Arroganz oder freundlicher gesagt: eine solche Scheu vor der wirklichen Begegnung mit jüdischem Glauben, beispielsweise in der theologischen Ausbildung und Weiterarbeit, in den Bibelstunden, in der Kirchenmusik?

Keineswegs überall ist das so: nicht nur hier am Michel hat jüdische Musik ihren festen Platz, viele Gemeinden sowie die Theologische Fakultät pflegen den jüdisch-christlichen Dialog und sind offen für eine vorurteilsfreie theologische Auseinandersetzung. Und doch wird immer noch Antijudaismus, latent oder offen, in unseren Kirchen tradiert.

Und ich frage: warum nur wird die Tora, Gottes Grundgesetz, so schnell als totes, tötendes Gesetz abgetan, als etwas, das nur auf glaubenslose und aufgeblasene Werkgerechtigkeit aus sei? Oder auch lächerlich gemacht, als weltfremdes Relikt aus Wüstenzeiten? zumal von Leuten, die nicht einmal einen Blick in den Talmud oder die Bücher Mose von Exodus bis Deuteronomium geworfen haben?

Heute feiern die jüdischen Gemeinden das Fest Simchat Tora, das Fest der Torafreude. Da wird Gott gedankt für die Tora, die er aus der Ewigkeit der Welt für alle Zeiten geschenkt hat. Am Sinai gab er sie allen Völkern, und das Volk Israel erfuhr dort Befreiung aus der Unterdrückung, nahm die Worte Gottes mit auf den Weg und schuf einen festen Rahmen, die Tora immer wieder in ihrer lebensbejahenden Verwirklichung zu begreifen: sie ist das Evangelium des Alten Testaments, seine Bergpredigt, eine Quelle der Freude und Nähe Gottes, Königin ist sie den Juden, wie der Sabbat, heilig durch Gott - und für uns – ein Stein des Anstoßes nur ?

Dem Schreiber des Jakobusbriefes waren diese Traditionen vertraut und wichtig. Er war kein gesetzlicher Moralist, und sein Brief ist nicht nur eine stroherne Epistel, wie Luther einmal sagte, der diesen Brief strafversetzte an die drittletzte Stelle des Neuen Testaments, aber eben doch im Kanon behielt mit der Begründung: „Diese Epistel, wiewohl sie von den Alten verworfen ist, lob ich und halte sie doch für gut, darum dass sie gar keine Menschenlehre setzt und Gottes Gesetz hart treibet.“

Der Jakobusbrief hat geistlichen Charakter, und wenn er schreibt: „*Hört zu*, meine lieben Brüder! Hat nicht Gott erwählt die Armen in der Welt, die im Glauben reich sind und Erben des Reiches, das er verheißen hat denen, die ihn liebhaben?“, wenn er also schreibt „*Hört zu!*“ (Sch`miu), dann klingt das „Sch`ma Israel, höre, Israel“ unüberhörbar durch.

Es geht darum, auf Gottes Worte zu hören und seine Barmherzigkeit zu bezeugen, selbst angesichts der Feinde und eines grausamen Todes.

Der Glaube an Gott und gelebte Frömmigkeit lassen sich nicht auf innerliche Spiritualität und nicht auf Schönwetterzeiten begrenzen, auch nicht auf vertraute Traditionen und Glaubensräume. Bei aller Armut und Bedrohung sind die Gesetze der Tora Halt und fester Grund.

Eine Erzählung aus dem Jahr 1944 zeigt uns etwas von dem Glauben und der Frömmigkeit des Jakobusbriefes, der uns den königlichen Charakter des Gesetzes, der Tora vermittelt: „Ich, Jossel Rackover,... schreibe diese Zeilen, während das Warschauer Ghetto in Flammen steht...“ Er schildert den vorangegangenen Kampf, in dem alle anderen Mitkämpfer gefallen sind. Das Haus, in dem er sich befindet, ist das letzte, das noch nicht brennt. Ein Kind nach dem anderen hat er verloren. Und er schreibt weiter: „Jetzt ist meine Stunde gekommen ... Ich bin jetzt 43 Jahre alt, und wenn ich auf die vergangenen Jahre zurückblicke, so kann ich behaupten: ich hatte ein herrliches Leben ... Ich hatte ein offenes Haus für jeden Bedürftigen, und ich war glücklich, wenn ich einem Menschen gefällig sein konnte. Ich habe Gott in glühender Hingabe gedient, und meine einzige Bitte an ihn war, ich solle ihm dienen dürfen mit dem ganzen Herzen, mit der ganzen Seele und mit der ganzen Kraft ... In zwei Stunden werde ich tot sein ... Vorerst aber lebe ich noch und will als ein Lebender zu meinem Gott sprechen, wie ein einfacher lebendiger Mensch, der den großen, aber unglückseligen Vorzug hatte, ein Jude zu sein ... Ich bin glücklich, zum unglücklichsten aller Völker zu gehören, dessen Tora die höchste Moral und das schönste aller Gesetze vertritt. Ich glaube an den Gott Israels, auch wenn er alles dazu getan hat, mich an ihn ungläubig zu machen ... Ich habe ihn lieb, aber sein Tora habe ich noch lieber. Und selbst wenn ich mich in ihm getäuscht hätte – seine Tora werde ich weiter hüten. Gott bedeutet Religion, aber seine Tora bedeutet Lebensweise ... Ich sterbe ruhig, aber nicht befriedigt, ein Geschlagener, aber kein Verzweifelter, ein Verliebter in Gott, aber kein blinder Amensager...“

Und er schließt seine Aufzeichnungen mit dem heiligsten Gebet der Juden: „Sch`ma Jisrael Adonaj Elohenu Adonaj Echad ... Höre Israel, der Ewige unser Gott, der Ewige ist einzig und einig! O Herr, durch deine Gnade nährst du die Lebenden, und in deiner Barmherzigkeit läßt du die Toten wiederauferstehen ... Wer ist wie du, o barmherziger Vater, und wer vermag dir zu gleichen?“

An Jakob werden wir erinnert, der mit dem Engel kämpfte, und eben auch an den Brief des Jakobus, der sich mit der königlichen Tora eng verbunden weiß, mit Gott, der bewahrt vor Haß, vor Verzweiflung und Resignation. Barmherzigkeit triumphiert über das Gericht, so der letzte Satz unseres Predigttextes.

Zur selben Zeit, als Karl Barth 1918 der „Theologie des Wortes Gottes“ den Weg bahnte, wurde hier in Hamburg betont: „Wenn die führende Stellung der Laienfrömmigkeit im kirchlichen Leben zu einer Vereinfachung der Religion führt, so ist damit nicht nur der Kirche, sondern auch der Religion ein wesentlicher, ja der denkbar höchste Dienst geleistet“.

Liebe Schwestern und Brüder, kritische reformatorische Theologie und Vereinfachung der Religion und gelebte Laienfrömmigkeit schließen sich keineswegs aus, und das Alte Testament und die Gebote sind überhaupt nicht nur vorläufig, vorlaufend oder veraltet.

Theologisch und für unsere praxis pietatis, unsere Frömmigkeit, bleiben sie unverzichtbar. Es ist, wie Luther sagte: „Wir sollen nicht meinen, dass es damit genug sei, die Zehn Gebote und das göttliche Wort ein- oder zweimal anzuhören, sondern man muß es für und für hören und danach handeln. Denn gehet es doch mit dem äußerlichen Brot so zu, dass, wenn du heute issest, so lässtest du es dabei nicht bleiben, sondern morgen issest du wieder und treibest solch Essen von Tag zu Tag für und für, auf dass der Leib seine Speise, Nahrung und Unterhalt davon habe.“

So laßt uns weiter Gott um das tägliche Brot bitten und um sein tägliches Gebot.

Zum Schluß: nach dem Simchat-Tora-Gottesdienst werden Bonbons verteilt, nicht nur für die Kinder, als Zeichen für die süße Speise, die Freude, die Gott uns mit seinem Wort schenkt.

Nehmen Sie nachher einen Luther-Bonbon mit, für sich oder zum Verschenken, und erzählen Sie von Gott, von der Süße des Glaubens und der Barmherzigkeit, die uns geschenkt ist in Jesus Christus. Amen.